

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Sammlung - Predigten aus dem Nachlaß von Dr. M. Joël

Joël, Manuel

Breslau, 1892

XVI. Am zweiten Tage des Schabuotfestes.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2043

Am zweiten Tage des Schabuotfestes.

Meine Andächtigen.

Von einem Worte laßt mich heute reden, das zu den edelsten Worten der menschlichen Sprache gehört, das, wenn es unser Ohr trifft, mehr wirkt und mehr beweist als alle Schlüsse und alle Erörterungen des kalten Verstandes, das alle Schäden heilt, die der menschliche Vorwitz und die menschliche Sucht nach völligem Losgebundensein von allen natürlichen Voraussetzungen sich selber bereitet, das gewissermaßen der Gnadenfaden ist, dem Menschen von Gott eingehändigt, um aus den labyrinthischen Irrgängen allzu großer Zweifelsucht sich wieder herauszufinden — ich meine das Wort Pietät. Dieses Wort hat keine Nationalität, denn bei dem Volke, aus dessen Sprache es genommen, bedeutet es weniger, als wir heute darunter verstehen. Ursprünglich hieß es Frömmigkeit, aber, da die Frömmigkeit nur ein Verhalten gegen Gott ist, unter Pietät aber alles rücksichtsvolle Verhalten gegen irgend ein Ehrwürdiges und zu Ehren des verstanden wird, so seht Ihr ein, daß der Begriff Pietät ein viel weiterer ist, daß er aber durch kein anderes Wort kann wiedergegeben werden. Was hat Euch heute, m. A., versammelt im Hause des Herrn? Neben der Absicht, Folge zu leisten dem Rufe des Herrn, der diesen Tag zu einem Festtage gestaltet hat, neben dieser Absicht, in der gleichfalls Pietät gegen Gott liegt, ist es auch zugleich das innere

Gefühl der Pflicht gegen diejenigen, die einst unter Euch und mit Euch gewandelt, die einst mit Euch durch die edelsten Bande der Zusammengehörigkeit verknüpft waren, die Ihr nicht vergessen zu dürfen glaubt, mit Recht nicht vergessen zu dürfen glaubt, ohne Euch selbst des Stumpfsinnes und der Gefühllosigkeit anzuklagen, mit einem Worte ist es das Gefühl der Pietät gegen die Heimgegangenen, die Euch an die Stätte ruft, wo Ihr ihrer gedenken könnt. Was bewirkt, daß Ihr trotz Allem und Allem, was die Welt an Hemmnissen bietet, die ein Leben im Sinne der Religion erschweren, trotz Allem und Allem, was Ihr in Unbedachtsamkeit reden hört — und was redet nicht der Mensch in seinem Menschentrog und Menschenleichtsinn — daß Ihr dennoch bisweilen den frischen, empfänglichen Sinn wiedergewinnt, der Euch zurückführt zum kindlichen und treuen Verhalten gegen die angestammte Religion? Es ist wieder das, was wir mit dem vielsagendem Worte Pietät bezeichnen. Ja, die Pietät, die im Grunde des Menschenherzens schlummert, ist eine Macht, ist eine stärkere Macht als die Verstandesmacht derer, die in dem Wahne befangen sind, als könnten sie die Geheimnisse der Schöpfung in das Fangnetz kleinmeisterlicher Logik hineinlocken und hineinspielen. Als der Herr seine zehn Worte sprach, mit den Pflichten begann, die wir gegen ihn selbst, den Heiligen und Heinen, haben, und mit den Pflichten schloß, die wir gegen unsere Nebenmenschen erfüllen sollen, da wollte Er diese Pflichten, so sehr sie auch von jeder menschlichen Vernunft gebilligt und begriffen werden, dennoch nicht auf das kühle Denken stützen, sondern auf das fühlende Herz. Da schmiedete er als verbindenden Ring zwischen beiden Klassen von Pflichten die Worte: „Ehre Vater und Mutter“. Habe Pietät, das Andere wird sich finden. Aber, so werdet Ihr mit vollem Rechte sagen, und darum sage ich es für Euch, so hoch wir auch das Gefühl der Pietät stellen, so sehr wir ja selbst von demselben uns leiten lassen, darf der Mensch seine ganze Lebensführung einem dunklen Drange überlassen, muß er nicht nach Klarheit und Wahrheit in seinem Denken und Thun ringen, wird es recht sein, wenn er aus Pietät Irr-

thümer gutheißt und falsche Vorstellungen zu den seinigen macht? Muß da nicht eine Grenze gezogen werden, wo die Pietät aufhört und die Rücksichtslosigkeit zu beginnen hat? Nun, m. A., die Fragen sind berechtigt, obwohl die Pietät niemals aufhören darf. Es wird sich um den Nachweis handeln, einmal, daß die Pietät zwar ein uns innewohnendes, ohne unser Zuthun sich vorfindendes Gefühl ist, daß dieses Gefühl aber von der Vernunft als ein völlig berechtigtes, jede Prüfung aushaltendes Phänomen bezeichnet werden muß, dann aber um den andern Nachweis, wie sich Pietät und Selbständigkeit vereinigen lassen, ohne daß sie einander stören und widersprechen. Möge der Herr diesen schwierigen Nachweis uns erleuchten durch das Licht seiner Gnade. Amen.

I.

M. A. Die Pietät gegen die Verhältnisse, die wir nicht gemacht, sondern in die wir ohne unsere Veranstaltung hineingekommen sind, ist ein Berechtigtes. Auf Manchen mag der Versuch, so etwas erst nachweisen zu wollen, schon einen sonderbaren Eindruck machen. Brauche ich zu beweisen, daß ein Gefühl, das allen gefitteten Menschen eignet, berechtigt ist? Wird Einer zum Beispiel sich bemühen, mit allen Mitteln der Logik zu erhärten, daß unsere Theilnahme an dem Leiden Anderer vollständig berechtigt ist? Er wird sagen, da Mitleid uns angeboren ist, so gut wie Augen und Hände, so werden wir über sein Recht zu existiren nicht zweifelhaft sein. In der That, m. A., ist es auch so. Alle Mühe, die wir uns geben, das Recht für eine Naturthatfache aufzuweisen, wäre ein überflüssiges Werk, wenn sich nicht Menschen fänden, die dieses Recht in Zweifel ziehen. Der einseitige Verstandesmensch spricht mit einer großen Geringschätzung von Gefühlen, als seien diese unser Werk und nicht vielmehr das Werk der Natur und der Vorsehung. Ja, er merkt nicht, daß, wenn irgend ein Vorgang Menschenwerk und nicht Gotteswerk ist, es gerade seine halben und willkürlichen Schlüsse sind, die entstehen,

weil er von zu wenig Thatsachen ausgeht und seine Schlüsse verfrüht. Daher die Erscheinung, daß uns Alle unser Gefühl, unser moralischer Takt, wie wir wohl sagen, sicherer leitet, als alle Verstandesberechnung. Woher das kommt? Weil im Gefühl Gott unmittelbar zu uns redet, im Verstande Gottes Wahrheit mit unsern Irrthümern gemischt auftritt. Doch zeigen wir jetzt vor Allem die Lebensgebiete, auf denen die Pietät vorzugsweise sich zu äußern und zu bewähren hat. Es sind dies, ich möchte sagen, drei heilige Bezirke, Bezirke, die unser ganzes Leben umspannen. Der Familienkreis ist der eine, das Vaterland der zweite, die religiöse Gesammtheit der dritte. Es ist ein und dieselbe Anlage der menschlichen Seele, ein und derselbe Zug des Herzens, die zu allen Dreien uns hinzieht, der unser Inneres mit allen Dreien unauflöslich verknüpft. Von der Familie brauche ich das nicht nachzuweisen, weil wohl Niemand etwas einzuwenden hat gegen die Zucht, welche die Schrift übt an der Pietätlosigkeit eines Zeitalters, das wir heute nicht mehr bestimmen können, wenn sie sagt: ¹⁾ דור אביו יקלל ואת אמו לא יברך דור טהור בעיניו ומצאתו „Ein Geschlecht, das den Vater schilt und die Mutter nicht segnet, ein Geschlecht, das rein ist nach seinem Dünkel und dennoch von seinem Schmutz nicht gewaschen, ein Geschlecht, dem stolz sind seine Augen und seine Wimpern hochgetragen.“ Aber im Grunde ist das Verhältniß zum Vaterlande und zur religiösen Gesammtheit ein in nichts davon verschiedenes, nur daß es hier ein größerer Kreis ist, zu dem wir diese Herzensstellung haben. Meint Ihr aber, m. A., daß der sogenannte gesunde Menschenverstand es ist, aus dem diese Pflichten sich ergeben? Sicherlich nicht. Wie es Klüglinge gegeben hat, welche die schuldige Dankbarkeit und Ehrfurcht auch gegen die Eltern wegzuklügeln verstanden, so ließen sich auch alle andern Verpflichtungen und heiligen Beziehungen leicht weg-demonstriren, wenn es nicht ein menschliches Herz gäbe, das diese kalten Bordersätze und Schlußsätze einfach abwiese, das schlicht

¹⁾ Sprüche 30, 11—13.

und recht auch ohne Gründe die Falschheit und Unberechtigtkeit solcher unnatürlichen Behauptungen erkannte.

Aber, m. A., so sehr die Pietät ihre Quellen im Gemüthe hat, da, wo aus unsichtbaren, aber von Gott gegrabenen Quellen die Gefühle für Wahrheit und Recht hervorsprudeln, nachträglich ist es auch leicht, sie zugleich als das wahrhaft Vernünftige zu erkennen, nachträglich ist es auch leicht, alle Angriffe eines leichten Denkens und Meinens gegen sie abzuwehren und zu widerlegen. Das gewöhnliche Denken spricht vom Zufall der Geburt, der uns dahin und dorthin gestellt hat. Wenn freilich dieser Vordersatz wahr ist, wenn freilich diesem Umdinge, das wir Zufall nennen, die Ehre erwiesen wird, der Schöpfer und Begründer unserer Verhältnisse zu sein, dann läßt sich nicht viel von daraus folgenden Verpflichtungen reden, dann ist die Consequenz davon nur die schlaue Berechnung, wie der etwaigen Unbequemlichkeit, die uns der Zufall geschaffen, auf's Leichteste aus dem Wege gegangen wird. Anders der tiefere Denker. Er glaubt nicht an den Zufall der Geburt. Wißt Ihr warum? Weil er überhaupt nicht an den Zufall glaubt. Und wißt Ihr warum? Weil er nicht an Worte glaubt, sondern nur an Dinge, und weil Zufall nur ein Wort ist, aber ein Wort, bei dem man sich nichts denken kann, das gar kein wirkliches Ding bezeichnet. Er sagt: Nicht dem Zufalle, sondern Gott, dem Herrn, seiner Vernunft und Weisheit habe ich es zuzuschreiben, daß ich auf diesen Platz und auf keinen andern gestellt bin, daß ich ein Mitglied dieser Familie, ein Bürger dieses Landes, ein Zugehöriger dieser religiösen Gesamtheit bin. Er spricht mit David: ¹⁾ לֹא נִכְחַד עַצְמִי מִמֶּךָ אֲשֶׁר עָשִׂיתִי בְּכַתֵּר רִקְמָתִי בַתְּחִתּוֹת אָרֶץ „Nicht verhohlen war vor Dir mein Wesen, da ich erstand im Verborgenen, gewirkt ward in den Tiefen der Erde.“ גַּלְמֵי רֵאָו עֵינֶיךָ וְעַל סִפְרָךְ כֻּלָּם יִכְתְּבוּ יָמִים יִצְרוּ וְלֹא אַחַד כֹּהֵם „Meine Masse sahen Deine Augen und auf Dein Buch werden sie Alle geschrieben, die Tage schon gebildet, als noch keiner von ihnen da war.“ So erhellt sich ihm durch den Ge-

1) Ps. 135, 15—16.

danken an Gott, den Schöpfer, die dunkle Wahrheit seines Innern, so fängt er an zu begreifen, daß nicht tiefer wurzelt und nicht fester begründet ist die Sohnespflicht gegen die angestammten Eltern, wie die Pflicht der Treue gegen die angestammte Religion, so erhebt sich ihm das Gefühl der Pietät aus der verborgenen Region der Empfindungen in das lichte Reich der Gedanken, so begreift er, was er bis dahin nur gefühlt.

II.

Aber, m. A., wird es nicht nothwendig sein, auch der Pietät ihre Grenze anzuweisen, zu bestimmen, wie weit sie zu gelten hat und wie weit sie zurücktreten müsse, um nicht die Selbständigkeit des Denkens und Handelns einzuschränken? Nun, a. Z., ich habe die Frage nur so gestellt, weil sie im Leben bisweilen so gestellt wird, an sich ist das schon falsch gefragt. Die Pietät hindert niemals die Selbständigkeit, sie macht, wie alle wahren und echten Gefühle, nur unsere Selbständigkeit zu einer wahren und echten. Laßt mich das Euch in der Anwendung und im Leben zeigen. Ein pietätvoller Sohn wird, selbst ein Mann geworden und verpflichtet, eine Meinung zu haben, sich keineswegs bewogen fühlen, genau so zu denken, wie einst sein Vater gedacht hat. Das hieße ja, alles Weiterschreiten in der Welt zur Unmöglichkeit erklären. Aber er wird einer Meinung, die ein von ihm verehrtes Haupt gehegt hat, schon darum nicht geneigt sein, alle Vernunft abzusprechen, er wird, wenn auch anderer Ansicht, dennoch sich die Fähigkeit bewahren, das Gute und Brauchbare an der nicht von ihm getheilten Meinung ausfindig zu machen. Meint Ihr, daß damit nur die Rücksicht und die Besonnenheit gewonnen sei, mit der er auftritt? O nein, damit gewinnt auch die Wahrheit. Die Wahrheit? so fragt vielleicht Mancher erstaunt. Siegt nicht die größere Wahrheit auf Seiten der Rücksichtslosigkeit? Nun bedenken wir, daß es sich hier nicht um mathematische, sondern um moralische und religiöse Wahrheiten handelt, d. h. um solche Wahrheiten, die man niemals ganz fertig einstreichen kann, sondern

die immer und immer in der Entwicklung begriffen sind. Betrachtet auch dies an einem ganz bestimmten Beispiele, statt in unbestimmter Allgemeinheit. Denkt Euch zwei Menschen, die Beide ehrlich forschen nach Wahrheit und Recht, von denen aber der eine sich noch rechtzeitig erinnert, daß die Weltgeschichte ja schon nach Jahrtausenden zählt, und er somit nicht der erste ist, der über das Wahre und Rechte nachgedacht hat. Er wird also sagen: Wir können die Frage nicht behandeln, wie etwa der erste Mensch, wie etwa Adam sie behandelt hätte, wir müssen auch die Meinung vorangegangener Denker prüfen, wir müssen mit der Vernunft der Jahrtausende erkennen. Meint Ihr, daß diese pietättsvolle Voraussetzung gegenüber der Vergangenheit ihm nicht auch ein Uebergewicht der Wahrheit geben wird über den pietättslosen Mitforscher? Meint Ihr, daß man ungestraft und ohne in die größten Irrthümer zu verfallen, die hochmüthige Meinung hegen darf, in allem, was früher geforscht und gedacht worden, habe keine echte Bethätigung der göttlichen und menschlichen Vernunft gelegen und die Welt hat nur auf Den und Jenen gewartet, um endlich einmal die Wahrheit zu erfahren? Die Gegenwart steht auf den Schultern der Vergangenheit *כונם על ציאר ענק* „wie der Zwerg auf dem Rücken des Riesen“; darum sieht sie weiter, weil sie hoch steht, wenn sie aber den Riesen schmätzt, dem sie allein die weite Aussicht verdankt, so schüttelt er sie ab, und die Zwernatur einer im Ganzen auf allen ideellen Gebieten unfruchtbaren und schwächlichen Zeit zeigt sich in ihrer ganzen Kleinheit. Die Vergangenheit würde dann zur Gegenwart sagen: Du hast die Wissenschaften, die ich gefunden und begründet, ausgebeutet für Deine praktischen Zwecke, Du hast verstanden, daß Leben zu schmücken mit Erfindungen und Annehmlichkeiten aller Art, Du hast auf diesem Gebiete nicht bloß eine schöne Erbschaft angetreten, sondern sie auch durch kluge Benützung trefflich verwerthet, aber Deine Dichter und Denker, sie reichen nicht an mich heran, die Macht, mit der ich einst den höchsten Ideen der Menschheit: Gott, Religion, Unsterblichkeit, Worte verliehen, sie ist eine ganz andere als die machtlose Art, mit der sie aus dem Munde der gegen-

wärtigen Menschen kommen, die eigentlich wie auf Verabredung reden, immer im Chore, die sich gegenseitig immer mit denselben Worten bewirthen, ohne die Schärfe einer anders gearteten Individualität auch nur ertragen zu können, ohne ertragen zu können, daß irgend Jemand etwas gegen eine Zeitidee — übrigens ein bezeichnendes Wort, in welchem schon liegt, daß die Zeit an die Stelle des einzelnen denkenden Menschen getreten ist und ihm die Last abgenommen — etwas gegen eine Zeitidee sagt.

M. A. Ich glaube gezeigt zu haben, was unter Pietät zu verstehen ist und wie wenig sie uns hindert, uns mit Selbständigkeit anzuschließen an die Reihe der Jahrtausende, wie sie uns höchstens hindert, eitel in Bewunderung gerade des Zeitabschnittes aufzugehen, den wir gegenwärtig haben. Wir üben heute einen solchen Act der Pietät, wir üben ihn, erfüllt von Erinnerungen, die, so schmerzlich sie uns sind, wir doch um keinen Preis missen möchten, erfüllt von Erinnerungen an die Theuren und Lieben, die neben uns gewandelt in Liebe und Treue auf unserer Lebensbahn und deren Andenken uns noch immer begleitet, unverwelklich und unzerstörbar. Mögen wir in Erinnerung dessen auch die weitere Consequenz des Herzens üben, mögen wir auf allen andern Lebensgebieten Pietät bewahren und bewähren. Amen.